

Zur Praxis der Volksschule : Beilage zu Nr. 51 der „Schweizerischen Lehrerzeitung“, Dezember 1906, Nr. 12

Autor(en): **Wechsler, Emil / Ad. Bgm. / Biermann, H.**

Objektyp: **Appendix**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerzeitung**

Band (Jahr): **51 (1906)**

Heft 51

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Weihnacht.

Auf Engelsflügeln schwebet leis hernieder
Die froh-ersehnte, gnadenreiche Nacht.
Und in die Winterstille schallen Lieder,
Und in ihr Dunkel strahlt mit hehrer Pracht

Ein Lichterglanz von tausend bunten Kerzen
Und Tannenduft weht durch den ärmsten Raum.
Der Hauch der Liebe zieht durch alle Herzen
Und Kinderglück lacht um den Weihnachtsbaum.

Das ist ein selig Geben und Empfangen!
Vom Glück verklärt, strahlt jeglich Angesicht.
Wie Rosen blüht's auf zarten Kinderwangen,
Der Strahl der Kerzen, er ist Himmelslicht

Doch, siehst du nicht des Nachbars arme Waisen?
Liest nicht im Tränenaug ein: «Lass mich ein»?
O lass in deinem frohen Weihnachtskreise
Die Ärmsten auch ein Stündchen glücklich sein!

Emil Wechsler.



Ein Weihnachtsspiel.

Von Emil Wechsler.

Mitspielende: Christkindlein: Grösseres Mädchen oder Fräulein.

Lieschen: ca. 13 Jahre alt.

Fritz: « 10 « «

Hansli: « 8 « «

Gretchen: » 6 « «

Ort: Kleines, dürftig möbliertes Stübchen.

Christkindchen (stellt ein Tannenbäumchen mit Lichtern und etwas Schmuck auf das in der Mitte stehende Tischchen; die Geschenke liegen neben ihm am Boden):

Aus Himmelshöhen kam ich heut hernieder,
Denn Weihnacht ist's, das heil'ge Fest der Liebe.
Und wo ich geh, da klingen frohe Lieder
Und niemand sei, der heut vergessen bliebe.
Auch in das arme und verlass'ne Dach,
Wo sonst nur Kummer wohnt und Weh und Ach,
Soll heut ein Segenstrahl des Glückes zieh'n,
Auch dort soll Kummer, Not und Elend flieh'n.
Drum komm ich her.

Vier Monden sind verflossen
Seitdem in diesem armen, kleinen Raum
Zwei Mutteraugen sich für ewig schlossen.

Die armen Kindlein, ach, sie fassten's kaum.
Und: Mutter! Mutter! kam's aus bleichem Munde,
Doch ach, die gute Mutter kam nicht mehr
Und niemand gibt den Kleinen von ihr Kunde.
Drum kam ich heut aus Himmelsfernen her.
Ein Bäumchen holte ich im Winterwalde
Und schmückte es mit Lichtlein hübsch und fein,
Nahm auch für jedes ein Geschenk, und balde
War ich am Ort mit meinem Eselein. —
Die Gaben will ich noch zum Bäumchen legen.

(Legt sie hin.)

Nun rufe, Glöcklein, sie mit hellem Ton.

(Klingelt und horcht an der Kammertüre.)

Schon fängt sich's in der Kammer an zu regen.

Nun will ich geh'n, die Kinder kommen schon. (ab.)

Fritz (ganz, aber arm gekleidet, ohne Schuhe und Röcklein, noch mit Ankleiden beschäftigt, öffnet die Kammertüre, die zur Stube führt):

O, Lieschen, Gretchen, Hansli, kommt und sehet
Welch Lichterglanz im Stübchen, welche Pracht!
Es ist kein Traum! O kommet doch und sehet!
Das Christkind kam zu uns in stiller Nacht!

Lieschen (guckt verwundert in die Stube hinaus):

Es war mir doch, ich höre ein Glöcklein klingen
Im Schlaf. Wie Engelsang, so süß und rein.

Nun war's das Christkind; Gretchen, Hansli, kommet!
Es kam in stiller Nacht das Christkindlein.

Hansli und Gretchen (Hansli nur in den Höschen, Gretchen auch nur halb angekleidet, springen in die Stube):

O, wie viel Lichtlein, wie viel schöne Sachen!

Gretchen (kindlich): Hat Mütterlein uns alles das gebracht?

Hansli: Ja, Mütterlein ist diese Nacht gekommen!

Lieschen: Nein, 's Weihnachtskind, das schenkte diese Pracht.

Hansli u. Gretchen: Juhe, das Christkindlein, das liebe, gute.

Fritz: Sieh Hans, das Schaukelpferdchen bracht es dir!

Hansli: Juhe, da will ich aber tapfer reiten. (Reitet.)

Gretchen: Lieb' Lieschen sag, was bracht' das Christkind

[mir?]

Lieschen: Schau! schau! ein Wägelchen mit einer Puppe.

Gretchen (freudig): O ja, und drin ein Bettchen warm

Fritz: Ich hab ein nützlich Buch! (Spielt.) [und lind.

Lieschen: Ich warme Kleider!

Hansli: Doch Lieschen sag, wo ist jetzt 's Christuskind?

Lieschen: Zu andern Kindern ist es wohl gegangen,

Denn tausend Kinder sind, wie wir, so arm.

Und allen bringt es heute eine Gabe.

Ein Bäumchen, Spielzeug, Kleider, weich und warm.

Gretchen: Kann denn das Christkind alles selber tragen?

Fritz: Was denkst du auch, das wär zu schwer, nein, nein!

Hansli: Gelt Fritz, 's hat einen grossen, grossen Wagen!

Fritz: Nein, 's hat ein kleines, gutes Eselein.

Hansli: Ich hätt' das Eselein auch gern gesehen.

Gretchen: Und ich das liebe, gute Christkindlein.

(Es klopf.)

Lieschen: Horch, horch, wer mag so spät noch kommen?

Alle: Wer mag das wohl noch sein? (Vereinzelt): Herein!

Herein!

Christkindlein (erscheint. Zu den Kindern, die erschrocken zurückweichen):

Erschrecket nicht, ihr lieben, guten Kinder,

Ich bin das Christkind, komm' von Himmelshöh'n.

Ich brachte euch die Gaben in der Stille

Und auch das Weihnachtsbäumchen, licht und schön.

Noch etwas bring ich aus der Himmelsferne.
Für euch der schönste, hellste Weihnachtsstrahl:
Ein Gruss vom Mütterlein, das euch so gerne
Und das nun wohnt im gold'nen Himmelssaal.

(Die drei grössern Kinder stehen zusammen und singen):*

Wir danken dir, lieb' Christkindlein,
Für all die schönen Gaben.
Fürs Weihnachtsbäumchen licht und fein
Und alles, was wir haben.

Wir schiefen in der stillen Nacht.
Da kam aus Himmelsfernen
Mit Tannenduft und gold'ner Pracht
Ein Kind vom Land der Sternen.

So haben einst in heil'ger Nacht
Die Hirten es vernommen:
Der ganzen Welt sei Heil gebracht,
Der Heiland ist gekommen.

Kehrst du zurück zum Himmelssaal,
Ins gold'ne Reich der Sterne,
Dann grüsse uns das Mütterlein
In weiter, weiter Ferne.

*) S. Komposition von W. Decker.

Christkindlein: Habt Dank für eure schöne Liedergabe
Und lebet wohl! noch mancher öde Raum
Harrt auf des Christkinds liebe Weihnachtsgabe
Und auf den lichterfrohen Weihnachtsbaum.
(Christkind wendet sich zum gehen.)

Hansli (eilt ihm nach und hält es zurück):

Sag, liebes Christkind, hast du vor dem Hause
Ein Eselein, das dir die Sachen trägt?

Christkindlein: Gewiss mein Kind, es ist ein kleines, braves,
Das willig folgt und niemals beisst und schlägt.

Gretchen (näher sich zutraulich dem Christkindlein):

Christkindlein, lass das Eselein mich sehen!?

Christkindlein: (nimmt Gretchen auf den Arm und geht ans
Fenster):

So komm; siehst du es dort im Sternenschein?

Gretchen (noch zutraulicher):

O ja, sag, dürfte ich nicht mit dir gehen?

In Himmel und zum lieben Mütterlein?

Christkindlein: Einst darfst das Mütterlein du wiedersehen,
Wenn du im Himmel wohnst als Engelein.

(Stellt das Kind ab.)

Lebt wohl ihr Kinder all, muss weiter gehen!

Von Haus zu Haus, zu allen Kinderlein! (ab.)

(Die Kinder gehen ans Fenster, schauen hinaus und winken nach dem
Christkindlein.)



Weihnachtslied.

Einfach, in ruhiger Bewegung.

Wilh. Decker.

Gesang.

Klavier.

mf

mf

1. Wir

dan-ken dir, lieb Christ-kind-lein, für all' die schö-nen Ga-ben, für's Weih-nachts-bäum-chen,
schlie-fen in der stil-len Nacht, da kam aus Him-mels Fer-nen, mit Tan-nen-duft und
ha-ben einst in heil'-ger Nacht die Hir-ten es ver-nom-men: der gan-zen Welt sei

licht und fein und gold'-ner Pracht ein Heil gebracht, der al - les, was wir Kind vom Land der Hei - land ist ge - Kind vom Land der Ster - nen, mit ge - kom - men; der Weih-nachts-bäum-chen, Tan - nen - duft und gan - zen Welt sei licht und fein und gold'-ner Pracht ein Heil ge-bracht, der

al - les, was wir ha - ben. 2. Wir Kind vom Land der Ster - nen. 3. So Hei - land ist ge- . . . kom - men. 4. Kehrst du zu - rück zum Him - mels-

saal, in's gold' - ne Reich der Ster - ne, dann grüs - se uns das Müt - ter - lein in wei - ter, wei - ter Fer - ne.

Bei Fräulein Albertine.

Fräulein Albertine bügelte in ihrer kleinen Küche. Gustav und Setti standen vor ihr. Die neun bestellten Vorhemdchen mussten noch fertig werden; dann konnte sie den zwei Kindern aufbauen. Fräulein Albertine war eine feste kleine Person von etlichen Fünfzig. Sie hatte eine blau gestreifte Schürze vorgelunden, und auf ihrem grauen Haar sass eine Sammet-schleife.

„Du, Fräulein Albertine, ich freu mich grässlich!“ sagte Setti und drückte ihre kleinen Fäuste an die Brust.

Sonst, wenn die Kinder sich trafen bei Fräulein Albertine, die einst im gleichen Hause mit ihnen gewohnt hatte, waren sie erst etwas scheu und fremd. Es war so sonderbar: früher waren sie Bruder und Schwester gewesen und hatten in derselben Kammer geschlafen und zusammen gespielt. Jetzt, seit

jenem schrecklichen Abend, wohnten sie weit auseinander; bloss etwa alle Monate sahen sie sich. Gustav schlich heimlich auf eine Stunde zu Fräulein Albertine.

Heute aber kam die Verlegenheit nicht auf; Setti hatte so viel zu plaudern.

„Ich schenk dir etwas sehr Schönes, Gustav,“ erzählte sie, „und dir auch, Fräulein Albertine. Deins ist rund, und du kannst Knöpfe hineintun, und das für Gustav ist lang und man legt es in ein Buch. Gustav, hast du mir auch etwas?“

Fräulein Albertine fuhr dem blassen Buben über das Haar. „In ein paar Jahren ist Gustav gross. Dann verdient er Geld und kauft uns die schönsten Sachen —“

„Ich — ich hab schon Geld verdient, Fräulein Albertine, — einen ganzen Franken hab ich verdient —!“ Gustav wurde bei diesen Worten rot vor Stolz.

Fräulein Albertine aber hätte beinahe ihr viertletztes Vorhemdchen verbrannt, so überrascht war sie.

„Vom Leopold hab ich ihn bekommen,“ fuhr Gustav fort. „Ich hab ihm den ganzen Winter geholfen, Brot austragen. Um halb sieben Uhr hab ich immer müssen vor dem Bäckerladen sein. Da ist's noch ganz dunkel, und dann hab ich immer an die Füße geforen; aber es macht nichts —“

Gustav zeigte strahlend sein Paket, das er bisher verborgen gehalten. Da waren seine schönen Geheimnisse drin: Für Fräulein Albertine eine Schnecke; wenn man vorn zog, kam eine Nadelbüchse heraus. Schon seit Wochen hatte er die Schnecke im Schaufenster des Fünfundzwanzigrappen-Bazars im Auge gehabt. Und für Setti ein blondes Badepüppchen in einer winzigen Wanne, reizend.

„Sonst noch etwas gefällig?“ hatte die freundliche Ladnerin Gustav gefragt. Und er hatte verlegen genickt.

„Für ein Kind? eine Dame? einen Herrn —?“

„Für — eine Dame,“ hatte Gustav geantwortet. Seltsam eigentlich, der Mutter etwas schenken zu wollen. Wenn der Vater es wüste —! Nach jenem Abend, da Gustav allein mit dem Vater in der Wohnung zurückgeblieben war, hatte er schwören müssen, dass er die Mutter nie mehr sehen wolle. Wenn man jemand nicht mehr sehen darf, dann darf man ihm vielleicht auch nichts schenken . . . Der Vater sagte, die Mutter sei schlecht . . . Früher, wie die Mutter noch im Hause gewohnt hatte, war sie nicht schlecht gewesen; Gustav hatte immer warme Strümpfe gehabt, und am Abend hatte die Mutter manchmal Reisbrei mit Zucker gekocht . . .

„Nimm eines von den hübschen Väschen, Kleiner,“ hatte die Ladnerin geraten. „Das da mit rot und gold, oder dort mit lila —“

Gustav hatte das ernsthafte lila Väschen gewählt. Dann war noch ein Gedanke durch seinen Kopf geschossen: Da gab es schöne Manschettenknöpfe, dunkelgrüne Notizbücher, Aschenschalen von buntem Glas — doch nein, das ging nicht. Das finstere, verächtliche Gesicht seines Vaters war vor Gustav aufgetaucht. Rasch war er hinter der Ladnerin zur Kasse gegangen und hatte bezahlt.

Jetzt aber, da er mit seinen Einkäufen vor Fräulein Albertine stand, sah er sehr glücklich aus.

„Bist ein braver Bub, Gustav!“ lobte Fräulein Albertine. „Wenn dein Vater —,“ sie schluckte. „Es ist eine Sünde und Schande,“ sagte sie dann vor sich hin, „eine Sünde und Schande —,“ und bei jedem Wort erhielt das Vorhemdchen einen zornigen Druck.

„Du, Fräulein Albertine,“ sagte das ungeduldige Setti, „jetzt gibt es so viel aufzubauen! Wir werden gewiss nicht fertig!“

„Also, geht meinewegen in die Stube und baut mir auf,“ schlug Fräulein Albertine vor. „Wenn ihr fertig seid, legt Setti ihre Schürze darüber und ich richte euere Bescherung.“ Setti klatschte in die Hände und lief durch den langen Gang voraus. Gustav folgte mit dem Licht.

„Gustav,“ bettelte die Kleine, „sag mir bloss, mit welchem Buchstaben fängt es an, was du mir schenkst —?“

„Mit — mit einem B, oder mit W,“ sagte Gustav zögernd.

„Mit B — wart —.“ Setti machte ein so pffifiges Gesicht, dass Gustav Angst bekam. „Ich hab' noch etwas, Setti,“ sagte er schnell und wickelte das Väschen aus dem Papier.

„O — fein!“ rief Setti. „Für wen?“

„Für Mama!“ antwortete Gustav ernsthaft.

„Nein, du —.“ Setti fing an zu lachen. „Das ist komisch. Du hast etwas für Mama und ich für Papa.“

Sie zeigte ein ovales Ding mit bunten Kreuzstichen.

„Für die Uhr. Die Kinder haben immer gefragt, warum ich meinem Papa nichts mache, und Frida hat gefragt, ob er gestorben sei, und dann haben die andern gesagt, nein, der ist gar nicht gestorben und haben leis gesprochen. Und das hab' ich nicht mögen. Da hab' ich Fräulein Gollhart noch einmal um Stramin gebeten für ein Uhrpantöffelchen.“

Gustav drehte den Pantoffel in der Hand. „Er ist hübsch. Aber weisst du — ich kann ihn dem Papa nicht bringen. Wenn ich sagen würde, von Setti, würd' er mich furchtbar hauen.“

„Ja,“ sagte Setti, „und wenn Mama deine Vase sieht, fängt

sie wieder an zu weinen. Nein, ich mag nicht, dass sie heut weint, wo ich mich so schrecklich gefreut habe —.“

Beide Kinder sahen sich betrübt an und schwiegen eine Weile. Aber Settis fröhliche Seele fand einen Ausweg.

„Ich weiss etwas Nettes!“ rief sie. „Wir tun, als ob Mama und Papa daher zur Bescherung kämen, und bauen ihnen auf!“

Sie lief zum Tisch und räumte ein Album und ein Tintenzeug weg.

„Setti, es ist aber doch nicht wahr —,“ wendete Gustav ein.

„Aber wir tun, als ob es wahr wäre!“ drängte Setti. „Bitte, Gustav, mach mit!“

Sie breitete das weisse Tuch, das Fräulein Albertine ihr gegeben, über den Tisch.

„Sieh, wie festlich —! Die Vase kommt dahin und das Uhrpantöffelchen da —“

Gustav, nun auch gefangen von dem Spiel, stellte die Vase rechts und zog das Tuch glatt.

„Es ist ein wenig leer — ich hätte noch einen Lebkuchen; aber er ist eigentlich für Fräulein Albertine —“

„Ach,“ rief Setti, in dem angenehmen Gefühl, dass für sie auch einer da sei. „Gib ihn nur; Fräulein Albertine mag Lebkuchen nicht besonders.“

Gustav legte den Lebkuchen auf den Tisch, wo er ein stattliches Mittelstück bildete.

„Gustav, und nun stellen wir meine Lichtchen auf, alle vier. Ich hab sie wollen allemal anzünden, wenn Mama die fertigen Krawatten fortträgt; aber ich kann sie schon hergeben!“

Der Bruder riss vom Rande seiner Kartonschachtel Stücke ab und drückte die Kerzen darauf fest.

„Und dann —,“ er wurde nun auch erfinderisch. „Draussen liegen Tanzweige; die dürfen wir nehmen —“

Jetzt tat Setti einen Schrei.

„Gustav! nun kommt es ganz fein! Ich mache, dass Mama und Papa richtig dabei sind —.“

Sie lief zum Album und zog ein Bild heraus. Es stellte Kolb und seine Frau als Brautleute dar. Sie mit runden Wangen und krausem Haar; Kolb in heller Halsbinde hatte die Hand auf ihrer Schulter.

Gustav wollte die Photographie betrachten; aber Setti trieb.

„Nein, du! wir haben jetzt keine Zeit! Sieh, ringsum kleine Zweige, dass es ist wie ein grüner Kranz — so —“

* * *

Fräulein Albertine war an ihrem letzten Vorhemdchen. Es nützte nichts zu hetzen. Die Kinder mussten eben warten. Da läutete es.

„So, Berta, gleich sind wir fertig!“

Es war aber nicht Heuers Berta, die die gebügelte Wäsche holen wollte. Es war ein schwerer Tritt, und als Fräulein Albertine heraussah, erschrak sie.

Der Kolb —! Woher weiss er, dass Gustav da ist —!

Es war leicht zu erfahren gewesen. Kolb war heut am Christabend früher heimgekommen und hatte Gustav schicken wollen, das Abendessen zu holen.

„Der Gustav?“ hatte Frau Schüblein nebenan gefragt.

„Er ist nicht da; aber ich kann Ihnen schon sagen, wo er ist, Herr Kolb . . .“

Gustav war sonst ein scheuer Knabe und liess sich nicht oft von Frau Schüblein ausholen. Aber heute hatte ihn die Freude Gesprächig gemacht.

„Guten Abend, Herr Kolb,“ sagte Fräulein Albertine.

Kolb gab keine Antwort.

„Guten Abend, Herr Kolb. Es macht kalt, heut. Nicht?“

Kolb war ein breitschultriger Mann mit bleichem Gesicht. Er drückte an Fräulein Albertine vorbei in die Küche; als er die leer sah, ballte er die Faust.

„Wo ist der Gustav —!“ fragte er mit böser Stimme.

„Der Gustav? Nun, Herr Kolb, treten Sie doch ganz herein. Warm ist's; ich hab den ganzen Nachmittag gebügelt.“

„Ihre Bügelei geht mich den Teufel an!“ fuhr jetzt der Mann los. „Wo ist der Gustav! Ich haue ihn durch, dass er an den Abend denkt!“

„Schön,“ sagte Fräulein Albertine. Sie wurde zornig und damit wieder mutig. „Seien Sie nur recht grob!“

„Es ist besser, einer sei grob, als er — er hintergehe einen, und er mache einem die Kinder abspenstig, und er —“

„Mit dem er meinen Sie mich, Kolb, und meinetwegen können Sie es ja hintergehen heissen, wenn ich den Gustav mit dem Setti hier zusammenkommen lasse. Soll der arme Bub gar nichts mehr haben, weil Sie ihm die Mutter —“

„Schweigen Sie,“ knirschte der Mann, „sonst könnte es böse kommen. Wo ist der Gustav! Er hat mir geschworen, dass er die — die Person nicht mehr sehen wolle, und damit hab ich auch das — das kleine Ding gemeint; er weiss das wohl und Sie auch!“

„Ach, Kolb, kommen Sie nicht mit dem alten Schwören! Schwören ist überhaupt etwas Dummes. Man gerät einmal in Wut; aber ein paar Tage nachher besinnt man sich und denkt, ich bin froh, dass ich nicht geschworen habe!“

„Da gibts kein Besinnen mehr. Sie hat mich betrogen und in Schande gebracht mit dem blonden Affen —“

„Nehmen Sie doch den Mund nicht so voll! Was war's denn im Grund —!“

„Bei ihr gesessen auf dem Sopha ist er und hat Gitarre gespielt — freilich, er hat dann schnell aufgehört, als ich ihn —“

„Ja, das war eine Heldentat, Kolb! Der zarte, schwächliche Mensch! Und wie hat Ihre Frau um Verzeihung gebeten! Überhaupt, Kolb, warum spielten Sie nicht selber Gitarre? Gitarre ist hübsch und leicht zu lernen. Ihre Frau hatte gern etwas Freundliches, etwas fürs Gemüt.“

„Man kann nicht freundlich sein, wenn man Magenschmerzen hat,“ knurrte Kolb.

„Gut, Ihre Magenschmerzen — sind sie vielleicht besser jetzt, wo Sie Ihre Frau fortgejagt haben? Zwei Monate lagen Sie krank, weil Sie schlecht essen. Und der Gustav — es wäre besser gewesen, er hätte sich an jenem Abend wie das schreiende Setti an seine Mutter gehängt. Ganz schmal wird er. Und seine Jacke! Heut könnt' ich sie mit dem besten Willen nicht flicken!“

„Ist auch nicht nötig!“ rief Kolb aufs neue wütend. „Flicken Sie Ihre eigenen Jacken! Den Buben will ich schon finden.“

Er kehrte um und ging den Gang hinein.

Die Sache war verloren. Fräulein Albertine nahm die Lampe und folgte ängstlich. Kolb stolperte über eine Stufe.

„Gott! jetzt wird er noch wilder!“ dachte Fräulein Albertine und drängte sich mit dem Licht an Kolb vorbei.

„Geben Sie acht, Herr Kolb! da kommen noch zwei Stufen!“

Plötzlich horchte sie. Aus der Stube tönte Gesang. Behutsam machte Fräulein Albertine auf.

„Stille Nacht, heilige Nacht,
Alles schläft, einsam wacht . . .“

klang es hell heraus.

Gustav und Setti waren mit ihrem Tisch fertig geworden.

„Nun hör, Gustav,“ hatte Setti gesagt. „Nun schlägst du an das Glas, dass es klingelt, und dann geht es an. Dann lehnen wir Mama und Papa da an die Wand und singen ihnen „Stille Nacht“; das habt ihr doch auch in der Schule gehabt?“

So hatten sich die beiden Hand in Hand vor den Tisch gestellt, und die Eltern hinter dem Lebkuchen sahen friedlich und glücklich auf ihre singenden Kinder.

Kolb hatte schon die Hand erhoben; da erkannte er das Bild. Das war er — mit ihr! Sie in dem Kleid, das er ihr gekauft. Es war dunkelrot gewesen mit Strichen . . .

Die Kinder hatten aufgehört, zu singen. Setti sah halb entsetzt, halb neugierig auf den Vater; sie hatte ihn seit mehr als einem Jahre nicht mehr gesehen.

Gustav stand unbeweglich. Seine ganze Weihnachtsfreude versank. Alles war umsonst gewesen mit dem Leopold und den Semmeln. Er wurde geschlagen und musste zurück in die einsame Stube. Er sah nach dem Paket mit dem Badepüppchen und der Schnecke und zwang sich, nicht zu weinen; die Buben in der Schule sagten, das sei feige.

Fräulein Albertine schaute verstohlen auf Kolb. Er regte sich nicht. Was ging in dem Manne vor — ?

„Gustav,“ sagte sie, „geh mit Setti hinaus; du kannst grad so gut draussen auf den Vater warten.“

„Nein!“ rief sie, als die beiden gegangen waren. „Was so Kindern einfällt!“

Sie nahm die Photographie in die Hand:

„Eigentlich ein gutes Bild! Sie waren ein hübscher junger Mann, Herr Kolb; aber der Bart steht Ihnen fast noch besser.“

Sie räusperte; jetzt wäre sie froh gewesen um eine Grobheit Kolbs, an die sie hätte anknüpfen können.

„Allerliebste, das Pantöffelchen! Setti ist geschickt. Und die kleine Vase hat Gustav wohl für die Mama gemeint.“

Fräulein Albertine schielte hinüber. Vorhin in der Küche war Kolb wütend aufgefahren, als sie von seiner Frau und Setti angefangen hatte. Jetzt blieb er still und rieb sich mit dem Daumen die linke Hand. Das sah so ungefährlich aus, dass Fräulein Albertine wieder Mut bekam, vom Herzen weg zu sprechen.

„Der Gustav! wenn Sie wüssten, wie tapfer er das Geld verdient hat, um uns zu beschenken! Solch ein gutes Herz — Gott! und wenn ich denke, für nichts; denn wenn er niemand hat zum Liebhaben, dann schrumpft das alles ein. Jetzt steht er noch da mit seiner Schwester und singt: Stille Nacht — und was ich tun konnte, um die beiden ein bisschen zusammenzubalten, hab' ich getan. Aber allmählich reisst das auch noch, und in ein paar Jahren, wenn der Gustav über die Strasse zieht, denkt er: „Die dort gehen, waren einmal meine Mutter und Schwester“, und weiss nicht ob er hingrüssen soll . . .“

Fräulein Albertine trat näher zu Kolb.

„Und dann ist's nicht wegen Gustav allein. Kolb, mit dem Biemann war nichts Schlimmes! Eigentlich wissen Sie das selber, und es reut Sie längst, was Sie an jenem Abend getan —“

Kolb sah auf. Es war kein freundlicher Blick; aber es lag etwas anderes drin als vorhin, etwas Unsicheres, Fragendes.

„Ich wag's!“ dachte Fräulein Albertine. Manchmal konnte sie geradezu tollkühn sein.

„Setti, Gustav!“ rief sie hinaus. „Lauft zu Mama und sagt ihr, Papa lasse sie grüssen —“

„Wie können Sie so lügen —!“ unterbrach sie Kolb.

„Papa lasse sie grüssen und sie solle kommen und Kaffee mit uns trinken, weil es Weihnacht sei.“

„Ja, Fräulein Albertine,“ schrie Setti zurück. „Wir rennen, so viel wir können.“

„Sie sind ein freches Frauenzimmer!“ sagte Kolb.

„Ach ja! und ich hab Gott schon oft gedankt für die Frechheit!“ gab Fräulein Albertine munter zurück; aber innerlich war sie sehr unruhig. Wenn Kolb jetzt weglief — ?

Doch er tat bloss einen Schritt, um einen Tannenzweig aufzuheben, den er hin und her drehte und dann zerzupfte.

Er bleibt — es wird am Ende —! frohlockte Fräulein Albertine in ihrem Innern. Gott im Himmel, wenn die wieder zusammenkämen! im Grund so brave Leute. Die Kolb will; das weiss ich. Die denkt ja nichts anderes vom Montag bis zum Sonntag! Und dann wird sie ja gleich anfangen mit „Verzeih, Karl!“ und mit „Ach, wenn du wieder gut sein wolltest —“ und das mögen die Männer gern. Er allerdings mit seinem Kopf, bis er ein Wort herausbringt.

Fräulein Albertine lief aufgeregt hin und her, holte das geschmückte Bäumchen und machte ein Paket auf. Dann liess sie das wieder, um die Tassen auf den Tisch zu stellen.

„Ach du lieber Himmel, alles verkehrt!“ rief sie. „Zuerst doch den Kaffee! Der muss da sein. Bei einem warmen Kaffee machen sich alle Angelegenheiten am besten ab. Und ein Stollen gehört dazu, weils Weihnacht ist. Aber weglaufen kann ich nicht, wo doch Heuers Berta noch kommt . . .“

„Wegen dem Stollen —“ Kolb hustete, als ob es ihm im Halse stecken bliebe. „Wegen dem Stollen — ich kann gehen und einen besorgen —“

Fräulein Albertine sah auf. Was sagte er — ? Er wolle einen Stollen besorgen — ? Das war bei dem Manne grad so viel, als ob er erklären würde: „Fräulein Albertine, ich sehe mein Unrecht ein; es soll Friede geben. Meine Frau und das Setti sollen wieder kommen, und ich will ein rechter Mann und Vater sein . . .“

Der geblümte Milchtopf und die Löffel in Fräulein Albertines Hand klirrten. Nun war es gewonnen! Nun gab's doch noch eine frohe Weihnacht! Der Gustav — wenn der seine Mutter wieder hatte —! Brav, Kolb, brav! Machen Sie nur mutig und fröhlich die Türe auf, dass die bessere Zeit wieder bei Ihnen einzieht, und wenns mit der Versöhnungsrede etwa nicht recht gehen will, so ist Fräulein Albertine auch noch da. —

Das alles war in Fräulein Albertines gutem klugem Gesicht zu lesen, als sie auf Kolb zutrat; aber vorläufig sagte sie bloss:

„Ach ja, Herr Kolb, wenn Sie so freundlich sein wollen. Beim Wimmer, die grüne Gasse hinunter, links. Und sehen Sie, dass viel Mandeln darauf sind; das mögen die Kinder so gern.“



Am Wiehnachtvorobed.

(Den lieben Kleinen gewidmet zum Deklamieren.)

Mutter:

Gönd jetz ins Bett, ihr liebe Chind;
Tüend artig bete no vorher;
Denn schlofed ihr wie d'Engeli ih
Und 's Ufstoh fällt i nöd so schwer.

Kinder:

Lieb's Muetterli, chunt nöd die Nacht
De Samichlaus mit schöne Sache? —
Gelf, wenn er denn go chlopfe chunt,
So tuest em weidli d'Tür ufmache.

Mutter:

O fryli, fryli, 's wird scho g'scheh,
J lohn-e sicher nöd fortspringe. —
Sind aber brav und folged gern,
Sonst muess er eu e Ruete bringe!

Kinder:

Juchhe, juchhe! De Samichlaus
Chunt au zue-n-üüs i dere Nacht.
Jetz schlofed mir wie d'Murmeltier,
Bis d'Sunn durs Chammerfenster lacht!

Mutter:

Und wenn ihr under de Decki sind,
Und träumed mit eme guete Gwüsse,
Chunt 's Christkind dört vom Himmel her,
Und tuet die Chind im Schlof verchüsse.
Und d'Engeli singed ufs allerbest
Vom schöne, heilige Wiehnachtsfest.

Kinder:

O herrli, prächtig, 's Christkind chunt!
Und 's Wiehnachtsfest ist morn, juchhe!
Und d'Cherzli brenned denn am Bom!
Es chönt ja gar nüt Schön'res geh!

Mutter:

Ja, ja, ihr Chind, tüend eu no freue,
Dass üüs en Heiland worde-n-ist
Ihr müend denn morn das Liedli singe
Vo üserm liebe, heil'ge Christ. —
Guete Nacht, tüend 's Bete nöd vergesse,
Sonst dörfed ihr kei Chrömli esse!

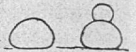
Ad. Bgm.

Für unsere Kleinen.

Üsers Büsi.

Üsen Büsi will i zeichna!
Meined er, da sei mer z'schwär?
Schöner chan-is als en Moler!
Passed uf und lueged här!

Zersta zeichn-i jetzt a Brötli
Und a chlises no dazua.
Rechts und links chont jetzt an-Öhrli
Zoberst uf 's chli Brötli ua.



Zletsta mach-i no a Schwenzli
Hena dünn und vorna tick. —



So, jetzt siand er üsen Büsi!
Kennt man ned bim ersta Blick?

Da Schneemaa.

Au en Schneemaa will i macha!
Schöner no als vorig d'Chatz.
Do, uf mini Tafla muan-er,
's hät grad no a bitzli Blatz!



Zersta zeichni grad a Chugla
Jetzt a chlinari dazua.
Und di allerchlinst und ründist
Dia chönt zletst no zoberst ua.



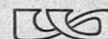
Jetzt zwo Reia Chnöpf is Westli,
Auga, Nasa und a Muul;
Und zwei Arma. Doch zom Schaffa
Brucht er nünt, er wär glich z'fuul.
Öppis hett i bald vergässa!
No an Teckel*) muan-er ha! —

So, jetzt lugad uf da Tafla
No min Mosiö Schneemaa a!



E. Wechsler.

*) Hut.



Namis Guets.

(E Wiehnachtsghemnis.)

D'Muetter noschlet scho e Wyli
Flyssig duss im Chuchichästli;
Suecht in alle Truehe ine —
Git's ächt öppe no es Festli?
D'Chuchitüre, die sind b'schlosse,
G'heimnisvoll goht's dusse zue;
Wenn i no dahinder chäme!
Bis is weiss, han i kei Rueh. —
's chyt, wie wenn me Nuss ufchlopfe,
Und en Teig arüehre würd,
Und im Herdloch und im Ofen
Wöred d'Gluete flyssig g'schürt.
Halt i öppe 's Ohr a d'Türe,
G'höri, dass me jetz hantiert
Mit de runde Chrömliwalke,
Und au d'Ofeschufle rüehrt.

Und dur d'Türespalte dure
Zmol so agnehm Duffe tuets —
O, i müesst mi gwallig trüege:
Welleweg gits namis Guets!

Ad. Bgm.



Warum der Magister Bodengut die Fortbildungsschule aufgab.

Ja, meine lieben Leser und Leserinnen, das ist eine traurige Geschichte, traurig aber wahr. Sie passt wohl in die tränenreiche Adventszeit, aber nicht in den Advent vor dem festfrohen Weihnachten. Und dennoch will ich sie erzählen.

Der Magister Severin Bodengut war im grunde genommen ein bodenguter Mann, das heisst, er hatte ja auch seine Fehler und zwar gerade jene, die sich nach jahrelanger, pflichttreuer Arbeit dem Schulmeister anhaften, die eigentlich aus seiner Pflichttreue herauswuchsen und sozusagen ins Wesen und Gesicht des Lehrers einwachsen. Es ist die Pedanterie, die im grunde genommen, nur heilige Pflichttreue ist, die den Schüler tadeln muss, wenn ein Strichlein den obren Rand der Linie nicht ganz berührt oder wenn das „i“-Tüpflein nicht in der Richtung des nach aufwärts verlängerten Abstriches liegt. Also Kleinigkeiten. Aber sie blieben nach und nach doch an der Person haften, ganz berufsmässig, wie sich auch dem Schuster auf die Hand und aufs Knie mit der Zeit Schwielen setzen, oder wie sich der Bierbrauer nach und nach ein Ränzlein antreibt. Nur etwas idealer zeigten sich bei Bodengut die Auswüchse der Berufstreue. Es waren eigentlich Einwüchse im Gesicht; scharfe, feine Gräblein um den Mund, um die Nase und auf der Stirn. Unter der Nase und ums Kinn glänzte eine öde Leere, welche die Linien noch mehr hervortreten liess: Der Typus eines Pädagogen.

Der Winter war wieder herangekommen und mit ihm die Fortbildungsschulzeit. Bodengut liebte sie. Nicht nur deshalb, weil ihm die paar Stunden wieder einige Franken in seinen ohnehin nicht überfüllten Beutel eintrugen, auch darum, weil ihm der Unterricht mit den „jungen Männern“, wie er seine Schüler oft zu nennen pflegte, Anlass bot, über Sachen zu sprechen, die er den Sommer durch den Erst- und Zweitklässlern nicht „verläusern“ durfte. Die Fortbildungsschule nannte er seiner Gemahlin gegenüber gewöhnlich und nicht ohne etwas berechtigten Stolz, die „Hochschule“. Und da konnte er mitunter idealen Anschauungen nachgehen und den Unterricht freier gestalten, ohne jedoch eine gewisse Linie zu überschreiten, die ihm sein abgegrenzter Schulweg vorschrieb. Wohl pflückte er oft eine Blume am Wegrande und zeigte sie den Schülern, aber er wagte sich, wie gesagt, nie ins offene Feld.

Die schriftlichen Arbeiten durchging er stets genau, hielt auf saubere, schön geführte Hefte, und wo sich Anlass bot, etwas zu bemängeln, da setzte er mit dem roten Schreibsaft wohlabgemessene, scharfe Kreuzlein und Runen auf das Schlachtfeld der Buchstaben. Da, als er am Mittwoch Nachmittag wieder in gewohnter Weise vor den Arbeiten seiner „Studenten“ sass (er duldete zu dieser Beschäftigung niemanden in der Stube, selbst die alte Schwarzwälderin im „Zeithäuschen“ musste ihr geschwätziges Zungenwerk halten) zeigte sich im Aufsatzhefte des Schülers Nepomuk Schwyn auf Seite drei in der Mitte zwischen der 16. und 17. Zeile ein Fettfleck. Bodengut überzeugte sich nochmals des Namens. Wirklich! Nepomuk Schwyn. Etwas Unerhörtes! So etwas war ihm während seiner dreissigjährigen Tätigkeit noch nie vorgekommen. Er legte ein Zweirappenstück auf die fettglänzende Stelle, es deckte aber die Schmiererei nicht! Damit aber nicht genug. Bodengut wollte auch noch wissen, woher das Fett rühre. Dabei kam ihm sein Riechorgan sehr wohl zu statten, das an Feinheit nichts zu wünschen übrig liess. Hm! Nach längerem Prüfen roch es Bodengut wirklich heraus:

„Der Fettfleck rührt von einer Bratwurst her“. kam es fast tragisch und so leise, als sollten es seine eigenen Ohren nicht hören, aus seinem Munde, „von einer Bratwurst“. Das war zu viel für die arme Pädagogenseele, die sich Jahr und Tag abplagte, um am Sonntag nur sein Gesottenes mit Kartoffeln aus der Fleischbrühe und etwas Kohl auf dem Teller zu haben. Den Ärger behielt er für sich, korrigierte fertig und gab dem Zopf der Schwarzwälderin einen leisen Stoss, dass er auch nicht einen Millimeter weiterausholte als sonst. Am Donnerstag, von 6 — 8 Uhr abends war Unterricht in der Fortbildungsschule. Bodengut war stets 9 Minuten vor der Zeit im Schulzimmer. Einer nach dem andern, tropften die Burschen herein. Der Lehrer, der sonst jeden seiner „Studenten“ beim Eintreten rasch einer Prüfung vom Kopf bis zum Fuss, das heisst, von der Kopfbedeckung bis zum Schuhnagel unterzog, hatte an diesem Abend sein Augenmerk nur auf einen gerichtet, auf Nepomuk Schwyn. Nepomuk war Sticker. Die Fabrik war ziemlich weit vom Schulhause entfernt, und dieser Umstand brachte es mit sich, dass er stets einer der letzten war und gewöhnlich die Türe hinter sich schloss, wenn der Zeiger der Schuluhr über der Türe die fünfte Nachmittagsstunde abgrenzte. Auch heute war es so. Bodenguts Augen verfolgten wie zwei Detektive den nichts abendenden Nepomuk. In der linken Rocktasche stak, wie gewöhnlich, eine Flasche, die, wie Bodengut früher ahnte, einen leichten „Ansteller“ für die Vesperzeit enthielt. Aus der rechten Tasche blickte etwas Weisses; wie wenn bei einem vollen Briefeinwurf die Klappe nicht mehr ganz zugeht. Nepomuk Schwyn legte die Flasche gewohnheitsgemäss unter die Klappe, und zog aus der Rechten eine Papierhülle, die er ebenfalls unter den Tisch legte. Bodengut wusste, was er wissen wollte. Von all dem merkte der sorglose Nepomuk nichts. Er war überhaupt ein gutmütiger Jüngling. Sein glattgeschorenes Haupt erhöhte noch diesen Eindruck. Es verlieh ihm, wie man gemeinhin sagt, ein Vollmondgesicht. Und auf dem kahlgemähnten Haarboden hatte sich wohl des „Sommers letzte Fliege“ behaglich niedergelassen. Sie bahnte sich einen Weg durch das Stoppelfeld bis auf des Scheitels Höhe, wetzte die Hinterbeine und liess sich nicht träumen, dass sie auf den Gedanken eines Achtzehnjährigen lustwandle. Die Schüler hatten sich bereits zum Unterricht eingerichtet, die erste Stunde gehörte der exakten Wissenschaft: „Verwandlung von Dezimalbrüchen in gewöhnliche Brüche“ stand auf dem Stundenplan, und alle Siebenzehne warteten auf das, was da kommen sollte, sichtlich erstaunt, denn Bodenguts Zunge setzte sonst mit dem vierten Glockenschlage ein. Jetzt war's schon 6 Uhr und 3/2 Minuten. Aber wie viel mehr noch wuchs das Erstaunen der Wartenden, als der Lehrer kurz und bündig anordnete, es werde heute statt zu rechnen, gelesen. Das war seit Bodengut Lehrer war noch nie passiert, dass der Stundenplan geändert wurde. Jeder erhielt dazu ein viertes Schulbüchlein und auf Seite 173 musste Severin Binder mit Lesen beginnen: „Die goldene Dose“. Das ist eine Geschichte von einem Obersten, der seine Offiziere zu einem Essen eingeladen hatte, und wobei ihm eine goldene Schnupftabakdose vermeintlich abhanden kam. Alle Gäste mussten die Hosensäcke umkehren. Nur der Fähnrich tat es nicht, auf Ehrenwort. Die Dose fand sich nachher in des Obersten Hosensack. Als er nachträglich den Fähnrich unter vier Augen fragte, warum er die Hosensäcke nicht gekehrt habe, sagte dieser, er habe, da er für seine Mutter Sorge, nur eine Wurst mit Schwarzbrot im Rocke gehabt als Mittagmahl. Darum habe er es nicht getan. Diese Geschichte mussten die überraschten Schüler, statt Brüche zu rechnen, lesen und jeder schielte bald fragend zu seinem Nachbar, was das bedeute, bald prüfend zum Lehrer, ob er etwa aus dem Häuschen sei. Das letztere war aber durchaus nicht der Fall. Bodengut sass so fest und sicher auf seinem Katheder wie noch nie und erst als Nepomuk Schwyn jene Stelle gelesen hatte, wo der Fähnrich dem Obersten erzählt, er habe eine Wurst mit Schwarzbrot im Hosensack gehabt, und das nicht vor allen Offizieren zeigen wollen, da klang's aus Bodenguts Munde scharf und abgeschnitten: Halt! Zugleich stieg der Lehrer vom Katheder und stellte sich vor seine „Studenten“, wie er sich hinstellte, wenn er ihnen etwas Aussergewöhnliches erzählte. Das Erstaunen der Schüler wuchs und nicht am wenigsten dasjenige des Nepomuk, dessen Lesebrünnlein so jäh und

unvermittelt verstopft wurde. Die Fliege, die ihren Standort auf des Jünglings Schädel immer noch beibehalten hatte, schrak aus ihrer Weltbetrachtung auf, nahm einen kühnen Flug nach dem Globus, wo sie sich auf dem Kap der guten Hoffnung niederliess. Bodengut aber, nachdem er seine Leute, und den Nepomuk besonders, noch einmal scharf ins Auge gefasst, begann seine Rede. Die Schüler wussten zum voraus, wie sie beginnen würde: „Es gibt Leute!“ Das war stets Bodenguts Einleitung, wenn er so vor seiner Klasse stand, wie jetzt. Und nun kam, was der Lehrer eigentlich sagen wollte, und was vor allem den Nepomuk anging. Vom Fettfleck im Heft sprach er vorerst, dann aber im besondern von der Üppigkeit, derer sich der gemeinte im Essen zu schulden kommen lasse. Bodenguts Beobachtungen hatten ihn überzeugt, dass Nepomuk Schwyn sich Bratwürste zur Vesper munden liess, und der Beschuldigte konnte es nicht leugnen. Und nun der Vergleich und die Nutzenanwendung zwischen dem Fähnrich mit Servelats und Schwarzbrot und dem Sticker Nepomuk mit der Bratwurst. Ob er denn nicht auch eine Mutter und noch kleinere Geschwister habe, und ob ihm, einem achtzehnjährigen Fortbildungsschüler, also einem *Schüler*, ob ihm, dem *Nepomuk*, der Verdienst das erlaube? *Er*, Bodengut, dürfe sich eine Bratwurst nicht einmal zum Sonntags Mittagstisch erlauben, geschweige dann zum Werktagsvesper. Sein Einkommen gestatte ihm das nicht, und er sei denn doch noch *Lehrer*. Da hatte aber Bodengut in ein Wespennest gegriffen. Nepomuk, der sich der Moral bis hieher willig unterzogen hatte, benützte die Atempause seines Vordröners und erlaubte sich die trockene Bemerkung: „Aber ich verdiene als Sticker doch jährlich 1800 Franken und Sie als Lehrer 1400“. Das schlug dem Fass den Boden aus. Bodengut, der sonst behauptete, seine Fassung bei der grössten Wäsche nicht zu verlieren, war geschlagen. Er wankte zur Tür hinaus, und nach ein par Minuten rief des Lehrers Monika durch die Türspalte, die Fortbildungsschule sei für heute aus. Es war 6 Uhr 47 Minuten. Die Schüler entfernten sich ziemlich still und wortkarg und liessen die Büchlein mit der goldenen Dose offen liegen. Bodengut aber hatte das letzte Mal Fortbildungsschulunterricht gehalten. Der Schulrat hatte zwar den Lehrer bewegen wollen, deswegen den Unterricht nicht aufzugeben, weil aber der Präsident eine Stickererei besass und Nepomuk Schwyn bei ihm angestellt war, wollte er die Sache nicht vor die Öffentlichkeit bringen. Er beantragte dem Schulrate, das Abschiedsgesuch des Lehrers Bodengut zu billigen und die Schulräte nickten ihm stillschweigend zu.

-8-



Weihnachtengel.

In der heil'gen Nacht,
Wenn die Flocken rieseln
Silbernweiss vom fernen Sternenzelt,
Rauscht ein Flüstern lind,
Weht ein heimlich Raunen
Wundertönig durch die stille Nacht.

Wilde Schauer gehn,
Süsses Grausen waltet
Ahnungsvoll vom Fels zum Meer und Tal;
Durch die Lüfte flirrt's
Wie ein leises Schwirren,
Wie von Flügelschlägen ohne Zahl.

Und die Sage spricht,
Dass mit jeder Flocke
Niederschweben Engel, winzig klein,
Und wo Gottvertrauen,
Und wo Liebe walten,
Kehren sie als Weihnachtsträume ein.

H. Biermann.

Weihnachtsliedchen.

Freudig bewegt.

Es fal - len die Flo - cken, Es
läu - ten die Glo - cken, Es sprü - hen die
Kerz - chen, Es glü - hen die Herz - chen, Es
klin - gen die Lie - der: Weih - nacht ist's wie - der!

N.



Weihnacht.

Zur müden Erde sinkt hernieder
Der Flocken blütenweiss Gefieder,
Verhüllend Weg und Bäume.
Der Himmel strahlt voll Majestät,
Ein heilig süss Geheimnis geht
Durch winterliche Räume.

Und wieder hallt mit Liebesmacht
Der Gruss des Friedens in die Nacht
Beim Klang der Weihnachtsglocken.
Noch wird von Millionen Zungen
Dem Herrn des Lebens Dank gesungen
In seligem Frohlocken.

Und immer von des Lebens Weh
Wird vor dem Kreuz auf heil'ger Höh'
Der Trost dem wunden Herzen.
Noch schau'n, vom Wunderbaum entzückt,
Viel Kinderaugen hochbeglückt
Ins Licht der Weihnachtskerzen.

Und von des Himmels Wolkenhügeln
Schwebt Christkindlein auf goldnen Flügeln
Zur Erde segnend nieder.
Es naht, und auf allen Wegen
Da tönen jubelnd ihm entgegen
Der Kinder Dankeslieder.

H. V.

